

Gegenüber verbannt, das zu erreichen ist, wenn es uns nur gelingt, aus unserer Bedingtheit herauszutreten. So wenig aber uns dies gelingen kann, so wenig liegen die geschichtlichen Dinge gegenüber; sie sind in Wahrheit lebendige ‚Vor-Gänge‘, angewiesen auf die wiederholte Arbeit ihrer geschichtlichen Erfahrung. Es gibt keine geschichtlichen Gegenstände ohne ihre Aufnahme im Verstehen. Wir haben sie nur in unserem Erleben und dort nur so, wie sie sich in ihm, im Zusammenhange unseres Lebens zeigen. Diese Folgerung ist unausweichlich, wenn wir den Gewinn, den das phänomenologische Denken erbracht hat, auf die Hermeneutik übertragen.

Fragt man sich nun, was das Verstehen denn noch eigenes geltend machen könne gegenüber dem Geschehen, dem es zugehört, und wie man der deterministischen Sackgasse entgehen will, in die das „wirkungsgeschichtliche Prinzip“ uns zu treiben scheint, so liegt die Antwort in der Reziprozität des Verhältnisses, das ich zu beschreiben versuchte. Es liegt hier eine doppelseitige Struktur vor: das Sein braucht das Denken, so wie wir von ihm in Anspruch genommen sind. Um zu denken, muß man sein. In dieser radikalen Umkehrung des Cartesianismus ist die Grunderfahrung unserer Geschichtlichkeit eingefangen: wozu uns die Geschichte gemacht hat, ist mehr als unser Wissen von ihr. Aber ebenso gilt: man muß denken, damit Sein ist. Schon im Anfang des Denkens sind wir über das bloß steinerne Sein hinaus. Nach dem schönen Bild von Merleau-Ponty geht das Sein in Lumpen, solange unsere Freiheit die Aufgabe nicht ergriffen hat, es herzustellen.

## DIE NEUE HEGNER-BÜCHEREI

von Hans Brockard (München)

Die Hegner-Bücherei ist tot – es lebe die Hegner-Bücherei, möchte man sagen, wenn man die „neue Hegner-Bücherei“ vor sich liegen sieht; bildet sie doch als Neubeginn zugleich auch den Abschluß einer traditionsreichen Verlegertätigkeit dieses Hauses Jakob Hegner. Mit ihr wird ein gewisser Schlußstrich gezogen unter die sorgsam gepflegte Verbindung dieses Hauses mit jenen Autoren, die, teilweise von der Hochland-Bücherei kommend, nach Ende des 2. Weltkrieges dem deutschen Katholizismus neues literarisches Gewicht verliehen; einem Katholizismus, der nicht zuletzt in diesen Autoren seiner wiedererwachenden Kraft sich bewußt wurde und nach der Katastrophe des Dritten Reiches (die, wengleich häufig bestritten, eben auch eine solche des Katholizismus war) ein neues Selbstbewußtsein fand. Das erste Bändchen der alten Hegner-Bücherei erschien 1946 (wie noch viele andere „under military government information control“) und brachte eine von Josef Pieper besorgte Spruchsammlung aus Thomas von Aquin unter dem wohl auch als Motto gedachten Titel „Ordnung und Geheimnis“; es

folgten die „Tag- und Nachtbücher 1939–45“ von Theodor Haecker 1947 und dann in anfänglich sehr schneller, dann langsamerer Folge Werke oder Opuscula von v. Radecki, Josef Bernhart, Heinrich Rommen, Georg Bernanos, Romano Guardini, Konrad Weiß, Friedrich Schnack, Wilhelm Hausenstein, Josef Pieper u. a. – bis Ende 1948 waren es bereits zwanzig Bände. Soweit es keine Originalbeiträge oder Erstausgaben waren, handelte es sich um Neuauflagen von Werken aus der Vorkriegszeit, die damit schnell wieder greifbar wurden (so Haeckers „Vergil, Vater des Abendlandes“, Rommens „Die ewige Wiederkehr des Naturrechts“); zu diesen ersten Neudrucken gesellte sich aber, schon vom ersten Bändchen an (s. o.) eine Reihe von Textausgaben aus philosophischen und religionsphilosophischen Klassikern: Thomas von Aquin, John Henry Newman, Sören Kierkegaard. An die Tradition dieser Textausgaben kann die neue Hegner-Bücherei, die auf Originaleditionen gänzlich verzichtet, anknüpfen. Sie wird herausgegeben von Lambert Schneider und Peter Bachem im Verlag Jakob Hegner in Köln und dürfte für die genannten Verlagsinhaber den Versuch darstellen, den Anschluß an das derzeit blühende Geschäft der Texteditionen zu finden.

In der Verlagsankündigung heißt es: „In der Ausstattung werden die Bände die Hegner-Tradition fortsetzen.“ Das tun sie auch, und daß sie es tun, ist lebhaft zu begrüßen; trotzdem aber wird dieser etwas makabre Satz manchen daran erinnern, daß es so etwas wie eine Hegner-Tradition gab, die sich keineswegs in der Ausstattung erschöpfte – bei der die handwerklich so saubere Gestaltung vielmehr als Ausdruck des inneren „handwerklichen“ Charakters aufgefaßt werden wollte.

Die neue Hegner-Bücherei erscheint seit der Frankfurter Herbstmesse 1966 in der raschen Folge von monatlich einem Band. Es handelt sich um die Edition von Quellen und Autoren, „die man kennt, die aber die wenigsten gelesen haben“; die Einzelbände werden von Fachleuten herausgegeben und eingeleitet. Sie ist, nicht sehr glücklich, in vier Abteilungen gegliedert, die sich äußerlich durch die Farbe des Schutzumschlages unterscheiden: Grau – Christliche Texte von der Patristik bis zur Kontroversliteratur des letzten Jahrhunderts; Schwarz – Philosophische, Politische und Soziologische Texte; Grün – Religiöse Dokumente nichtchristlicher Religionen; Rot – Poetische Texte. Die Ausgaben sind, soweit es sich um europäische Sprachen handelt und soweit es sinnvoll erschien, zweisprachig. Das ist zweifelsohne ein Vorteil; zweisprachige Editionen werden immer unentbehrlicher und sind auch für den Wissenschaftler ein schätzenswertes Hilfsmittel. Die Einteilung in die erwähnten vier Abteilungen ist, wie jede Einteilung, abgesehen von der poetischen Reihe, problematisch; so erscheinen z. B. Monologien und Proslotionen des Anselm von Canterbury in der „grauen“ Gruppe zusammen mit einer Auswahl aus russischen Religionsphilosophen „Das dunkle Antlitz“, womit sie so gut wie

nichts zu tun haben, während sich unter schwarzer Leitfarbe so Heterogenes wie Buber, Aristoteles, Kierkegaard und Bebel versammelt sieht. Es wäre vielleicht einfacher, die recht künstlich wirkende Vierer-Gruppierung aufzugeben und nur mehr zwischen theoretischen und poetischen Texten zu unterscheiden (oder vielleicht geschichtlich zu gruppieren).

Nun besteht an Buchreihen, die Quellen neu zugänglich machen, augenblicklich wahrhaft kein Mangel, das Angebot ist eher so groß, daß der Überblick verlorengeht. Auf der andern Seite aber ist der Umfang der heute in irgendeiner Form „klassisch“ gewordenen Texte ebenfalls derart unüberschaubar, daß Motivationen für neue Reihen nicht schwierig zu beschaffen und nach wie vor ernste Lücken im Angebot offen sind. Auch die Arbeit der Universitäten lebt mit von der leichten Zugänglichkeit der Quellen. Die vorliegende Reihe will die bestehenden Lücken verkleinern helfen und kündigt das im Verlagsprospekt so an: „Die Hegner-Bücherei will die geistige Überlieferung aller Völker und Epochen in klassischen Texten erschließen.“ Nun ist die geistige Überlieferung aller Zeiten und Epochen ein weites Feld, und es könnte der Verdacht entstehen, daß sich hinter dieser Ankündigung ein Mangel an Profil versteckt. Ein Blick auf die bisherigen Editionen der Reihe bestätigt diesen Verdacht (vorläufig) glücklicherweise nicht. Trotz der vorsicht-vagen Formulierung im Verlagsprospekt zeigt die neue Hegner-Bücherei, soweit abzu-sehen, ein eigenes Gesicht, und auch die Hegner-Tradition zeigt sich, wenngleich modifiziert, nicht nur in der Ausstattung weitergeführt. Die mögliche Einheit der verschiedenen Texteditionen dürfte wohl darin zu sehen sein, daß es sich, jedenfalls im theoretischen Bereich, zumeist um Quellen handelt, die entweder selbst Zeugnis lebendigen Christentums sind – Anselm, Cusanus, Baader – oder daß es sich um Werke handelt, mit denen sich das Christentum aktiv und intensiv auseinandergesetzt hat und die durch das rezeptiv-kritische Bemühen hindurch seinen geschichtlichen Gang bis zur Gegenwart entscheidend mitbestimmt haben – Aristoteles, Maimonides, Buber. Die Ankündigung einer Textauswahl aus Feuerbachs religionsphilosophischen Arbeiten läßt darauf schließen, daß auch Autoren aufgenommen werden sollen, die ihren Ort im Kampf gegen und als Ablehnung des historischen Christentums gefunden haben und so auf dieses, wenn auch als negative Folie, bezogen bleiben. So gruppieren sich die Texte insgesamt um die Frage eines möglichen Selbstverständnisses des Christentums in der dreifachen Auseinandersetzung mit der ihm vorgegebenen, es geschichtlich tragend-ermöglichenden vor- und außerchristlichen Tradition, mit der Tradition, die es selbst ist und mit jener anderen, die sich als ausdrückliche Ablehnung seiner versteht. Daß dem sich selbst als geschichtlich verstehenden Christentum die für dieses Verständnis maßgeblichen Quellen zugänglich bleiben, ist

ein unzweifelbares Erfordernis, das keineswegs nur von „christlichem“ Interesse ist.

Die Hegner-Bücherei ist in erster Linie ein verlegerisches und kein wissenschaftliches Unternehmen, vergleichbar etwa den Textausgaben in der Insel-Bücherei. Dennoch kann und muß an sie der Anspruch gestellt werden, einen modernen Anforderungen genügenden, sauber edierten Text zu bieten. Dies und die Tatsache, daß die meisten Ausgaben Quellen bringen, die als Grundlage wissenschaftlicher Arbeit in Frage kommen, lassen die Besprechung in einer Fachzeitschrift als gerechtfertigt erscheinen.

ARISTOTELES, *Aufzeichnungen zur Staatstheorie (Politik)*; übersetzt von Walter Siegfried: Wenn demnächst in der Deutschen Aristoteles-Gesamtausgabe die „Politik“, von R. Stark, Saarbrücken, übersetzt und bearbeitet erscheint, sind zusammen mit der Übersetzung von P. Gohlke und der von M. Tsouyopoulos überarbeiteten Susemihlschen Übersetzung insgesamt vier voneinander unabhängige Übertragungen dieses Aristoteles-Textes greifbar – äußeres Zeichen für die Breite der neuerlichen Aristoteles-Renaissance, Zeichen aber auch für das Interesse, das die neue (alte) Wissenschaft der Politologie auf ihre Klassiker gelenkt hat. Entgegen der esoterischen Ansicht Gohlkes weist W. Siegfried in der kurzen Vorbemerkung zu seiner Übersetzung in Übereinstimmung mit der gelehrten Forschung darauf hin, daß die üblicherweise unter dem Titel „Politik“ zusammengefaßten aristotelischen Schriften kein geschlossenes Lehrbuch seiner „Staatswissenschaft“, sondern Fragmente zu einem solchen darstellen, die aus verschiedenen (vermutbaren) Anlässen und daher auch Zeiten verfaßt wurden und daß Dubletten und Widersprüche im Text auf dieser Folie zu werten und zu verstehen sind.

Der Übersetzung liegt der Text von Otto Imnisch und W. D. Ross zugrunde. Sie hält sich streng an die Phrasierung des Originals. Rez. scheint die Übersetzung gelungen angesichts der Schwierigkeit jeder Übersetzung und der eines Aristoteles-Textes insbesondere; Beckmesserei an Einzelheiten wäre hier unsinnig. Die unambitionierte, im aristotelischen Sinn „technische“ Übersetzung, die auf die Künstlichkeit einer selbstgebastelten Terminologie verzichtet und auch nicht mit der Sprachkraft Susemihls zu wetzeln sucht, liest sich trotz großer Textnähe flüssig.

Für den wissenschaftlichen Benützer ist die Bekkersche Paginierung am Fuß der Seiten angeben, so daß der Rückgang auf den griechischen Text jederzeit mühelos gelingt, ein kleines Lesartenverzeichnis weist in kritischen Fällen den benützten Text aus. Die Anmerkungen bieten textliche und geschichtliche Erläuterungen und verweisen auf Zitate sowie aristotelische und nichtaristotelische Paralleltexte, ein brauchbares Register verzeichnet die entscheidenden Stellen.

Nicht als Kritik, sondern als allgemeine Anregung sei folgendes bemerkt: Die verschiedenen

Leitworte des Originaltextes – *koinonía, politeía, polites, télos, téchnē* – müssen im Deutschen je nach Zusammenhang oftmals verschieden übersetzt werden, wenn der Text lesbar sein soll. Es wäre daher eine große Hilfe für das Studium fremdsprachlicher Quellen überhaupt, und zudem eine wesentliche Verbesserung der terminologischen Klarheit, wenn dort, wo diese Leitworte auftreten, der deutschen Übersetzung der fremdsprachige, in diesem Fall griechische Terminus in Klammern beigefügt würde (in griechischen Typen, wo vorhanden und finanziell vertretbar, ansonsten in deutscher Umschrift). Zu den erwähnten Vorteilen käme noch der, daß der Anschluß an die wissenschaftliche Diskussion, die sich ja fast ausschließlich in den Originaltermini vollzieht, wo gewünscht leicht erreichbar wird, auch ohne daß gleich auf den griechischen Text zurückgegriffen werden muß. Rez. erscheint die von N. Tsouyopoulos besorgte Überarbeitung der Susemihlischen Politik-Übersetzung unter diesem Gesichtspunkt als vorbildlich.

Der nächste Band mit politologischen und sozialkritischen Schriften bringt eine von H. A. Fischer-Barnicol besorgte und mit einer Einführung versehene Textauswahl aus FRANZ VON BAADER (1765–1841) unter dem Titel „*Vom Sinn der Gesellschaft – Schriften zur Social-Philosophie*“. Die Gesellschaftsphilosophie Baaders hat schon immer einige Beachtung gefunden, und Textauszüge unter diesem Gesichtspunkt sind schon beinahe Tradition (erinnert sei vielleicht an den Band 14 der Sammlung „Herdflamme“ 1925). Daß sich hierbei der Textbestand der einzelnen Editionen stark überschneidet, liegt in der Sache. Auch mit der 1957 vom Münchener Baader-Forscher Graßl besorgten Ausgabe „Franz von Baader – Gesellschaftslehre“ überschneidet sich die vorliegende Textauswahl über weite Strecken.

Die Einführung des Herausgebers macht mit Leben und Werken Baaders bekannt und erzählt insbesondere die Geschichte seiner ganz erstaunlich breiten Bekanntschaften sowie der Versuche, direkt auf politische Entscheidungen (Reise zum Zaren etc.) Einfluß zu nehmen. Es gab kaum einen großen Zeitgenossen, den Baader nicht persönlich kannte, mit den meisten stand er in wiederholtem schriftlichen oder mündlichen Kontakt. In der Einleitung zur zweiten Auflage der Enzyklopädie von 1827 hat sich Hegel bekanntlich eingehender über Baader geäußert und dabei betont, daß er glaube, sich mit Baader über strittige Punkte wohl einigen zu können; seine Hochachtung galt hauptsächlich dem Baaderschen Ternar, in dem Hegel eine Nähe zu seinem dialektischen Dreischritt vermutete. Baader selbst hat sich später entschieden von Hegel distanziert.

Trotz der erstaunlichen Breite der Bekanntschaften, trotz der großen Beredsamkeit Baaders, von der Rosenkranz (Hegel als deutscher Nationalphilosoph, S. 263) bemerkt, „dass seit Diderot wohl Niemand existirt haben mag, der in der Unterhaltung einen solchen Glanz, wie Baader, auszu-

strahlen vermochte“, hat Baader auf den Gang weder der Philosophie noch der Politik spürbaren Einfluß ausgeübt. Er sollte, bei aller Hochachtung vor seinem Werk und Denken, nicht zu hoch eingeschätzt werden. Am klarsten hat das wohl Rosenkranz schon 1870 gesehen, der mit dem Herausgeber und Prophet von Baaders Schriften, Hoffmann, befreundet war und (a. a. O. 261) schreibt: „Mein edler, hochverehrter Freund Hoffmann, der Leben und Vermögen der Herausgabe und Propaganda der Baader'schen Werke geopfert hat, staunt immer über die Verblendung der Welt, nicht in Baader's Mystik die absolute Befriedigung zu finden, um einzusehen, daß die Zukunft der Philosophie nicht Schelling oder Hegel, Herbart oder Schopenhauer, sondern Baader gehöre. Gewiß wird derselbe durch Tiefe des Gehalts, durch Phantasie und Witz, immer eine kleine Gemeinde um sich sammeln, aber zu einer so vorragenden Weltstellung fehlt ihm der Charakter wahrer Wissenschaftlichkeit . . .“

Zur Feststellung des Textes: Der Herausgeber schreibt (57): „Die Bearbeitung beschränkt sich auf unvermeidliche Kürzungen, auf die Übertragung heutzutage ungewohnter oder kaum noch verständlicher Fremdwörter und auf die gelegentliche Umstellung allzu umfangreicher Sätze.“ Ein ziemlich umfangreiches „Programm“, das zu genauer Prüfung des Textes geradezu herausfordert.

Auf S. 70 liest man: „Aber eben dieses Nieder- und Herausgehaltensein und -bleiben der Wurzel, zugleich mit dem untrennbaren Zusammenhang (nicht Konfusion)<sup>8</sup> des Lebens . . . bürgt für die ewige Fortdauer des Lebens selbst.“ Und als die hinter „(nicht Konfusion)“ stehende Anmerkung 3: „Mit der Vermischung der ewigen Natur mit Gott als dem Licht und Leben dieser ewigen Natur ist auch die Vermengung der ewigen mit der äußeren zeitlichen Natur schon gegeben.“ Eigenartig. Zuerst wird im Text betont, daß der untrennbare Zusammenhang keine Konfusion (von lat. *con-fundere*, -fudi, -fusus = *zusammengießen*) sei, keine Vermischung oder Vermengung also, und in der Anm. heißt es dann, daß die Ewigkeit der äußeren, zeitlichen Natur gerade auf der Vermengung und Vermischung der ewigen Natur mit Gott basiert sei. Der Leser, der nach einem vergeblichen Kopferbrechen sich den Originaltext besorgt, findet die Anmerkung dort so: „Mit der Konfundierung (!) der ewigen Natur mit Gott als dem Licht und Leben dieser ewigen Natur ist auch jene (!) der letzteren (!) mit der äußeren zeitlichen Natur schon gegeben.“ Konfundierung kann also, nachdem im Text ausdrücklich vermerkt ist, daß keine Konfusion gemeint sei, nur von lat. *con-fundere* = *zusammen grundlegen gebildet* sein, – die Übersetzung mit *Vermischung* und *Vermengung* stellt sich als falsch und in diesem Fall höchst verwirrend heraus, ganz abgesehen davon, daß sie einen unnötigen Eingriff in den Text darstellt. Wenn überhaupt Eingriffe in den Text vorgenommen werden, so sollten „Übersetzungen“ wenig-

stens gesichert sein; sauberer wäre es allerdings, gar keine Eingriffe vorzunehmen und dafür in Anmerkungen Erläuterungen zu bieten. Das könnte z. B. bei der auf S. 105 wiedergegebenen Anm. 3 nicht schaden: „Diesem sthenischen Religionshaß ist jetzt ein asthenischer, gangränöser Indifferentismus gefolgt...“ Hier jedoch schweigt der Herausgeber. Und der Leser, der sich nun schon eine Originalausgabe besorgt hat, stellt erstaunt fest, daß in ihr diese Anmerkung überhaupt nicht vorkommt. Des Rätsels Lösung (und das sollte einem Herausgeber Baaderschen Texte bekannt sein): Hoffmann, der erste Herausgeber von Baaders Werken, hat dort, wo es ihm tunlich erschien, Anmerkungen von eigener Hand ohne besondere Kenntlichmachung hinzugefügt. Es muß daher heute, was die Anmerkungen anbelangt, jeweils auf den Urtext zurückgegangen werden, wenn Sicheres entschieden werden soll. Weder die Ausgabe in der Sammlung Herdflamme noch die Werkeausgabe von Hoffmann ist hier zuverlässig. (Die schon erwähnte Ausgabe von H. Graßl bietet den ursprünglichen Text.) – Der Leser, dessen Vertrauen in die vorliegende Textausgabe schon erschüttert ist, erinnert sich spätestens hier wieder daran, daß auch von Kürzungen die Rede war und forscht weiter. Es ergibt sich, wahllos ausgemacht, z. B. folgendes: der Text „Gedanken aus dem großen Zusammenhang des Lebens“ bricht, ohne Kenntlichmachung, mitten im letzten Absatz ab. In: „Über das durch die französische Revolution...“ fehlt der Vorspruch, es fehlen auf S. 100 zwei ganze Absätze, auf S. 101 ein Absatz, ein Nebensatz ist herausgestrichen, ein anderer Satz ist in zwei aufgelöst, welche zwei Sätze verschiedenen Absätzen zugeordnet werden, S. 106 fehlen zwei Sätze etc. etc. – wohlgemerkt jeweils ohne den geringsten Hinweis auf diese Eingriffe. Schließlich fehlt ein Anhang, der den unumgänglichen notwendigen Textnachweis liefern würde.

Ergebnis: der vorliegende Text stammt aus dritter Hand und kann mitnichten als authentisch gelten. Es sind die elementarsten Herausgeberpflichten gröblich mißachtet. Wenn überhaupt Eingriffe in einen Text gemacht und Streichungen vorgenommen werden, was besser ganz unterbliebe, muß zumindest ein Nachweis darüber geführt werden, auch wenn eine Ausgabe nicht „kritisch“ ist.

Den Anschluß an die heutige Auseinandersetzung über Staat und Gesellschaft findet die Reihe mit einer Textauswahl aus den Reden und Schriften von AUGUST BEBEL, unter dem Titel „Politik als Theorie und Praxis“ herausgegeben und eingeleitet von Albrecht Langner. Die hier (mit Textnachweis) veröffentlichten Arbeiten und Reden Bebels sind ein hochinteressantes Dokument aus den Gründerjahren der deutschen Sozialdemokratie, die ja erst im Godesberger Programm endgültig die Hoffnung auf eine „Machtergreifung“ aufgeben und den Weg einer parlamentarischen Mitarbeit gefunden hat. „Die bürgerliche Gesellschaft arbeitet so kräftig auf ihren eigenen Untergang los, daß wir nur den Moment abzuwarten brauchen, in dem wir die

ihren Händen entfallende Gewalt aufzunehmen haben“ (79), hatte Bebel auf dem Erfurter Parteitag 1891 erklärt, und dieser revolutionäre Sozialismus hat sich immer nur aus Gründen der „Taktik“ in Wahlen eingelassen, um im Parlament „negativ“, d. h. durch Destruktion zu wirken. „Ohne sich bei der Beschränktheit und dem Klassenegoismus der bürgerlichen Parteien über den Wert der parlamentarischen Erfolge in bezug auf unsere Grundforderungen der geringsten Illusion hinzugeben, betrachtet der Parteitag die Agitation für die Reichstags-, Landtags- und Gemeinderatswahlen als besonders wirksam für die sozialistische Propaganda, weil sie die beste Gelegenheit bietet, mit den proletarischen Klassen in Berührung zu kommen und dieselben über ihre Klassenlage aufzuklären, und weil die Benutzung der parlamentarischen Tribüne das wirksamste Mittel ist, die Unzulänglichkeit der öffentlichen Gewalten zur Hebung der sozialen Übel darzulegen und die Unfähigkeit der herrschenden Klassen, den neuen Kulturbedürfnissen, deren Befriedigung die Arbeiterklasse fordert, gerecht zu werden, vor aller Welt zu offenbaren.“ (90) „Die Sozialdemokratie ist in erster Linie eine krisisierende Partei...“ (288). Wie weit der Weg der Sozialdemokratie bis zum Eintritt in die Koalition mit einer bürgerlichen Partei 1966 war, läßt sich erst anhand von Textdokumenten wie den hier vorgelegten ermesen.

Albert Langner weist in seinem gut informierenden Vorwort ausdrücklich darauf hin, daß Bebel, ein politisches Phänomen seltenen Ranges, zweifellos „nicht den originären Denkern auf dem Gebiet der philosophischen Reflexion“ zugerechnet werden kann (10). Seine Stärke war die Politik als Praxis, und deren Theorie holte er sich von Marx und insbesondere Engels, mit dem Bebel in jahrelangem Austausch stand. Was Bebel aber als dieser Praktiker in der Frühzeit der Massenparteien gerade für die Sozialdemokratie bedeutet hat, ist kaum zu überschätzen; ein Spiegel dieser Bedeutung ist der Nachruf im Parteiorgan ‚Vorwärts‘, der bei Bebels Tod 1913 veröffentlicht wurde: „Keiner der sozialdemokratischen Führer hat jemals so das Herz der Masse besessen, keinem ist in Volksversammlungen, auf Parteitag und Kongressen so zugejubelt worden als Bebel; denn das Proletariat erblickte in diesem silberhaarigen Greise mit dem glühenden Temperament sein eigenes über sich selbst hinausgewachsenes Ich. Es sah in Bebel Fleisch vom eigenen Fleisch, den Mann seines völligen Vertrauens... Bebel war selbst ein Produkt dieses Proletariats, aus diesem unter kümmerlichen Bedingungen herausgewachsen, und er vereinigte in sich, wenn auch in gesteigertem... Maße, die guten Eigenschaften der aufwärtsstrebenden Arbeiterklasse, ihre Kräfte und Fähigkeiten, ihr Denken und Fühlen. So erblickt die Arbeiterschaft in ‚ihrem‘ Bebel etwas ihrer Eigenart Wesensverwandtes“ (14). Ein, wenn man das sagen darf, aufregendes Buch, das zur Ortsbestimmung der politischen Gegenwart nicht wenig beizutragen vermag.

In eine gänzlich andere Welt, die der jüdischen und christlichen Beschäftigung mit Offenbarung und antiker Philosophie führt eine Reihe von Bändchen, als deren erstes die Textauswahl MOSES MAIMONIDES – *Ein Querschnitt durch sein Werk* besprochen werden soll, die Nahum Norbert Glatzer besorgt hat. Moses Maimonides (Mose ben Maimon, Rabbi Moyses Aegypticus, 1135–1204) ist einer der großen Unbekannten. Unbekannt, weil seine Schriften, hebräisch und arabisch abgefaßt, nur wenigen zugänglich sind, liegt seine Bedeutung in der Aristoteles-Rezeption, die über den Lehrer des Thomas von Aquin, Albertus Magnus, die ganze Hochscholastik nachhaltig beeinflusste. Als gläubiger Jude im maurischen Spanien auf Aristoteles stoßend, versucht er dessen Rationalität mit dem geöffneten Wort des Bundesgottes in Einklang zu bringen, was zur Konzeption der Philosophie als Propädeutik des Offenbarungsglaubens (ancilla-Stellung der Philosophie) führte: in den „inneren Hof“ (des Glaubens) gelangt nur, „wer es erreicht hat, die Beweisgründe alles Beweisbaren zu erkennen“ (40). Aus dieser Rolle einer Vorstufe für den Glauben, die die Philosophie vor die Theologie (zunächst in der Abfolge des Studiengangs) stellte, wird dann, und dieser Vorgang zeichnet sich schon bei Maimonides ab, eine innere Vor-Rangstellung der Philosophie.

Die Textauswahl stellt aber keineswegs nur den am ehesten noch bekannten Tradenten und Rezeptor des selbst wieder über das spanische Arabien tradierten Aristoteles vor, sondern legt ebensolches Gewicht auf den jüdischen Gesetzeslehrer, der das ‚zerstreute Volk‘ vor dem Verfall des Glaubens retten will, und zeigt so ungewollt einen wenig beachteten Zug wiederum der Auseinandersetzung mit Aristoteles: Das Judentum im Bereich des Islam war, ausgesetzt der hohen Geistigkeit dieser Kultur gezwungen, sich mit den Autoritäten dieses Geisteslebens auseinanderzusetzen. So atmen auch die „jüdischen“ Texte der Auswahl philosophischen Geist, sind nicht verstehbar ohne die „Aufklärung“ durch „heidnische“ Philosophie (auch dort, wo es um rabbinische Kasuistik geht, vgl. S. 160/161: die Frage, ob ein Gebetsraum Fenster haben müsse oder nicht, wird mit psychologischen Mitteln gelöst). Trotz aller „aristotelischen“ Aufklärung aber bleibt Maimonides der Tora treu: „Unter allen Geboten gibt es keins, welches das Toralernen aufwiegt, umgekehrt aber wiegt das Toralernen alle anderen Gebote auf. Denn das Lernen führt zur Tat; darum geht allerorten das Lernen dem Tun vor (. . .) Dies ist der Weg der Tora: Iß Brot mit Salz, trinke Wasser zugemessen, schlafe auf dem Erdboden, führe ein kümmerliches Leben, aber mühe dich um die Tora.“ (76/77) So bietet er ein Seitenstück der sich im Abendland in der Scholastik entfaltenden Auseinandersetzung von Offenbarungsreligion mit antiker Rationalität. Als interessantester Text hierzu dürfen vielleicht die S. 96 ff. mitgeteilten „13 Grundsätze“ gelten, wo Gott im ersten Grundsatz als ein „in jeder Hinsicht voll-

kommen Seiendes“ begegnet, im 2. als „Einer von einer Einheit, die in keiner Hinsicht ihresgleichen hat“, im 3. als unzusammengesetzt und untrennbar, weil ohne Materialität, im 4. als anfangslos, im 5. als der zu Verehrende etc. – was jeweils mit Bibelziten und Torastellen belegt wird. Wie das geschieht, läßt sich hier nicht mitteilen, dazu muß der Text selbst gelesen werden. Wie Toraförmigkeit den Aristoteles mit der Bibel und die Bibel mit Aristoteles erklärt, ist kulturgeschichtlich jedenfalls lehrreich und zuweilen auch menschlich fesselnd.

Die vorliegende Sammlung ist für Leser bestimmt, „die zu den Quellen noch keinen Zugang haben“ (21), und das dürfte die weitaus größte Zahl potentieller Interessenten sein; denn Zugang zu den Quellen hat normalerweise nur der Fachgelehrte. So ist es zu begrüßen, daß hier ein Anreiz zur Beschäftigung mit diesem unbekanntem Kapitel der Geistesgeschichte gegeben wird. Das gedrängte Vorwort vermittelt das Wissenswerte über Leben und Schriften des Maimonides, in den Anmerkungen finden sich Erläuterungen zu insbesondere der jüdischen Toratradition; eine Literaturauswahl im Anhang erleichtert weiteres Eindringen, und ein Quellennachweis sowie eine Zusammenstellung von Textausgaben ermöglichen den Übergang zum Studium der Originale und runden das Gesamtbild dieser Auswahl sympathisch ab.

Den christlichen Versuch einer Verankerung des Glaubens im Intellekt (*fides quaerens intellectum*) bietet die Ausgabe ANSELM VON CANTERBURY, *Monologion-Proslogion, Die Vernunft und das Dasein Gottes, deutsch-lateinisch*. Daß Anselms Monologion und Proslogion nun zusammen in einem handlichen Band zweisprachig vorliegen, ist zweifellos zu begrüßen. Auf die Schriften selbst braucht hier nicht eingegangen zu werden; es genügt, die Ausgabe vorzustellen. Der lateinische Text stammt aus der kritischen Ausgabe von F. S. Schmitt OSB, der deutsche Text ist entnommen aus dem Band „Anselm von Canterbury – Leben, Lehre, Werke“ von Rudolf Allers, erschienen 1936 im Thomas-Verlag Jakob Hegner in Wien. Sie ist also eine Art gekoppelter Reprint. Der recht freien Übersetzung von Allers sind jeweils einige Sätze aus seinem genannten Buch vorangestellt. Dabei ist sichtlich vergessen worden, diese für die Ausgabe von 1936 geschriebenen Textstücke nochmals durchzulesen; es findet sich nämlich beim Vorspruch zum Proslogion S. 193 die Bemerkung, daß die Einwendungen des Mönches Gaunilo sowie die Antwort des Anselm auf eben diese Einwendungen – das *„liber contra insipientem“* – dem Proslogion „wie in allen Ausgaben so auch hier angefügt ist“ – was zwar für die Ausgabe von 1936 stimmt (dort auf S. 381–400), nicht aber auf die vorliegende zutrifft, die die genannten Texte leider nicht enthält.

Noch eine Kleinigkeit, die mit der Ausgabe unmittlerbar allerdings nichts zu tun hat, muß erwähnt werden: In dem mit „Verlag Jakob Hegner“ bezeichneten Klappentext heißt es: „Die Übertragung

von Rudolf Allers ist die im Augenblick einzig greifbare.“ Das ist nicht richtig, und daß das nicht richtig ist, müßte der Verlag Jakob Hegner eigentlich wissen, insbesondere, wenn er als lateinischen Text den der „nicht zu übertreffenden Textausgabe von Franz Sales Schmitt“ benützt – gibt es doch gerade von Schmitt, dem Herausgeber der Opera Omnia des Anselm und derzeit wohl besten Kenner seiner Schriften, eine Übersetzung sowohl des Prosligion (erschienen 1962) als auch des Monologion (1964), in jeweils einer deutsch-lateinischen Ausgabe, welche Ausgaben beide greifbar sind.

Dernächste Textband: SÖREN KIERKEGAARD, *Das Tagebuch des Verführers*, bringt den gleichnamigen Tagebuch- und Brief-, „Roman“ aus „Entweder – Oder“, der 1841/42 entstanden ist aus Anlaß von Kierkegaards Trennung von Regine Olsen („Das Mädchen, dessen Geschichte den Hauptinhalt des Tagebuchs ausmacht, habe ich gekannt.“ S. 14) und dessen Schluß Kierkegaard in der vollendeten Rolle des ‚bösen Verführers‘ zeigt: „Wenn ein Mädchen alles hingegeben hat, so ist sie schwach, so hat sie alles verloren; denn Unschuld ist beim Manne ein negatives Moment, beim Weibe ist es ihres Wesens Gehalt . . . Ich habe sie geliebt; doch von nun an kann sie meine Seele nicht mehr beschäftigen.“ „Als Kierkegaard im Zusammenhang der Aufhebung der Verlobung vor den Augen Regines und des gebildeten Kopenhagen freiwillig die Maske des im Erotischen experimentierenden Schurken angelegt hatte . . .“ ist die Interpretation dieser Verkleidung Kierkegaards als Verführer in der Geschichtlichen Einleitung der „Gesammelten Werke“, und sie verweist hauptsächlich auf den in den „Abhandlungen von B“ (Ästhetische Giltigkeit der Ehe, Gleichgewicht zwischen dem Ästhetischen und dem Ethischen in der Herausarbeitung der Persönlichkeit) gesetzten Kontrapunkt zum „Tagebuch“. So verdienstvoll also die Herausgabe des Tagebuchs als Einzeltext ist (wer liest schon die bald 1000 Seiten des „Entweder – Oder“?), so problematisch bleibt seine Abtrennung von den erst zusammen mit ihm eine Einheit bildenden Gegenständen. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß man das Tagebuch nicht auch einzeln lesen und veröffentlichen kann, es soll nur ein Hinweis auf den Fragmentcharakter gegeben werden, der durch die Edition als Einzeltext entsteht.

Die vorliegende Ausgabe ist ein Abdruck aus dem Gesamtband „Entweder – Oder“, der ebenfalls bei Hegner erschienen ist (1960). Die Übersetzung stammt von Heinrich Fauteck, in einem Anhang sind Anmerkungen aus dem Kommentar von Niels Thulstrup beigegeben. Leider fehlt, wie auch im Gesamtband, ein Hinweis auf die Bändeinteilung und Paginierung der ‚Samlede Vaerker‘, was jedoch kein direktes Erfordernis ist.

Der von Nicolai von Bubnoff herausgegebene Band „Das dunkle Antlitz – Russische Religionsphilosophen“ bringt in der Übersetzung des Herausgebers Texte von Chomjakow, Leontjew, Rosanow

und „Sektiererfragmente“ zusammen mit in diesem Fall unumgänglichen und leider zu kurzen Bemerkungen zu diesen Schriftstellern sowie Hinweisen auf russische Textausgaben. Der schmale Band atmet eine Atmosphäre, die viel an die Gespräche in Dostojewskis Romanen erinnert; für Liebhaber dieser vorrevolutionären russischen Geistesart, die mit ‚Das dunkle Antlitz‘ (der Titel einer Schrift Rosanows) treffend charakterisiert ist, eine gute Gelegenheit, zu neuen oder längst vergriffenen Texten zu kommen; zugleich eine literarisch wie kulturgeschichtlich gleich informative Parallele zu den russischen Klassikern des 19. Jahrhunderts. Ein weiterer Band mit Texten soll folgen.

MARTIN BUBER, *Ich und Du*. Dieser Schrift Bubers, die 1923 veröffentlicht wurde und die hier zusammen mit dem 1957 zu ihr geschriebenen Nachwort ediert ist, kommt entscheidende Bedeutung zu für den durch die weiteren Namen Rosenzweig, Ebner, Grisebach bezeichnbaren Versuch der ‚Verwindung‘ einer aus der Tradition des deutschen Idealismus herkommenden, logisch-apriorisch deduzierenden Egologie und demgegenüber der Entdeckung des „konkreten“, aus dem Anspruch des Du sich allererst a-kategorial konstituierenden Ich: „Zwischen Ich und Du steht kein . . . Vorwissen“ (18), einem Ich, das sich scharf sondert von jenem anderen, das „Gegenstände“ hat und sich vom Es, aus der Gegenstandswelt her versteht: „Wenn der Mensch Ich spricht, meint er *eins von beiden*.“ (10, Hervorhebung d. den Rez.) Der Sphäre des bemächtigbaren Gegenstands steht gegenüber die der sich schenkenden Gegenwart: „Person“ wird abgesetzt gegen „Eigenwesen“ und die Humanitas des Menschen ganz in die „Person“ verlegt: Zwar ist „kein Mensch . . . reine Person, keiner reines Eigenwesen“, aber „der Mensch ist um so personhafter, je stärker in der menschlichen Zwielfalt seines Ich das des Grundwortes Ich–Du ist“ (79). D. h. aber, daß für Buber hinter der Unmittelbarkeit des Ich–Du Bezugs („Ich werde am Du“, S. 18) sowohl das Problem der Vermittlung durch die Gegenstandswelt zurücktritt bzw. sogar zum Derivat wird: ein „Alp“ (71), daß aber insbesondere auch das Problem einer intentional vermittelten Begegnung mit dem Anderen ausfällt, bzw. seine Möglichkeit polemisch negiert wird. Gerade durch diese Polemik gegen den transzendental-intentionalen Entwurf einer Intersubjektivitätslehre bleibt Buber aber, worauf Michael Theunissen („Der Andere“ 1965, insbes. in der „Nachschrift“) hinweist, dem gerade verhaftet, was er bekämpft: der ‚Subjektivität‘, die Buber selbst einmal als die Bewußtseinsform des Ich–Du Bezugs bezeichnet: „Das Ich des Grundwortes Ich–Du erscheint als Person und wird sich bewußt als Subjektivität“ (76). – Daß diese bekannteste und wohl auch wichtigste philosophische Schrift Bubers nun auch außerhalb der dreibändigen Werke-Ausgabe zugänglich ist, kann nur begrüßt werden.

ENDE

Endlich gibt es eine für den Studenten brauchbare Schrift, die die traditionelle Logik mit den anderen Problemen verbindet: ALBERT MENNE: *Einführung in die Logik*. Dulp-Taschenbücher Verlag Francke Bern und München. 1966. Es ist zugleich eine Arbeit, die dem Studenten eine gute Ergänzung zur traditionellen Logik bietet und die Erweiterungen der aristotelischen Logik nach der dynamischen Funktion der Begriffe und Operationen verständlich macht. Ein Hinweis auf die spätmittelalterliche Logistik, die uns Philotheus Böhner in seinem Buch „Medieval Logic“ (Chicago 1952) dargestellt hat, wäre am Platz gewesen. Schon hier ist die aristotelische Logik, von der noch Kant glaubte, sie habe seit Aristoteles keine Fortschritte mehr gemacht, in ihren neuen Elementen beschrieben, insbesondere die synkategorische Logik, die Logik der proprietates terminorum, worunter die Suppositionslogik, die Kopulation, die Relation, die Amplifikation und die Re-

striktion fallen. Schon Philotheus Böhner hat diese Logik mit Hilfe der modernen logischen Symbole dargestellt. Diese Aufgabe hat in glücklicher Weise Albert Menne fortgesetzt. Gestützt auf viele wertvolle Vorarbeiten hat er für den Studenten einen kurzen Abriß der logischen Probleme unter Verwendung der modernen Symbolik dargeboten. Der Studierende kann so auf eine bequeme Weise sich nicht bloß mit der traditionellen Logik vertraut machen, sondern gewinnt auch einen Einblick in die heute aktuellen Probleme. Das Büchlein gibt zugleich die Literaturhinweise für ein weiteres Studium und verzeichnet die wichtigsten Fachausdrücke im Anhang, so daß der Lernende, der sich beim weiteren Fortschreiten bei der Bedeutung der Fachsprache unsicher fühlt, jederzeit nachsehen kann. Diese Einführung muß man allen Studierenden, die tiefer eindringen wollen, wärmstens zu intensivem Studium empfehlen. V. R.